

Zensierte Stimmen

Soldatenberichte: Ein Dokumentarfilm über den israelischen Sechstagekrieg Sebastian Hennig

Als Folge des Sechstagekrieges vom Juni 1967 vergrößerte sich der Staat Israel mehr als das Doppelte, und mit einem Mal fanden sich jene, die zunächst um die nackte Existenz zu ringen glaubten, in der Position einer Besatzungsmacht wieder. Der spätere Schriftsteller und Friedensaktivist Amos Oz war damals Soldat. Wie viele seiner Kameraden beschlich ihn das mulmige Gefühl, nicht am Ende, sondern am Anfang eines bedrohlichen Konfliktes zu stehen. Mit Abraham Schapira ging er in die Gemeinschaftssiedlungen und ließ die Kriegsheimkehrer auf Tonband sprechen. Deren Empfindungen und Bekenntnisse stechen derart ab vom Siegesrausch jener Wochen, daß die demoralisierenden Aufzeichnungen in ihrer unmittelbaren Form bis zum heutigen Tag unter Verschuß blieben. Die Regierung zensierte seinerzeit mehr als zwei Drittel davon. Aus dem Übrigen formte 1971 Abraham Schapira das Buch „The Seventh Day: Soldiers' Talk about the Six-Day War.“

Der siebente Tag dient der Besinnung nach dem Schöpfungswerk, wie es im Buch Genesis steht: „Und Gott segnete den siebten Tag und heiligte ihn, denn an ihm ruhte er von seinem ganzen Schöpfungswerk.“ Was hat der Sechstagekrieg als Schöpfungswerk des Staates für eine Situation geschaffen? Zum einen gingen die Soldaten verändert aus den Kampfhandlungen hervor. Mit den individuellen und zugleich universalen Kriegserlebnissen beginnt der Dokumentarfilm „Censored Voices“ der israelischen Regisseurin Mor Loushy.

In seinem Verlauf wird zunehmend deutlich, daß sich noch etwas anderes ereignete. Ein permanenter Krieg gegen die einheimische Bevölkerung etablierte sich auf einer sehr dünnen ideologischen Basis. Einer der Soldaten bezweifelt den Mythos um Jerusalem. Erst als sie den Tempelberg erreicht hatten, sei ihm bewußt geworden, daß es eine Altstadt gibt. Dem Gefühl der Erlösung, mit dem die Soldaten die Klagemauer eingenommen haben sollen, widerspricht er heftig. Das Pathos habe ihn schon damals angewidert. Lärmende Soldaten und verängstigte Zivilisten seien zu sehen gewesen. Jerusalem sei keine befreite, sondern eine besetzte Stadt geworden.

Mit dem Heldenmythos jenes jüdischen David gegen den Goliath der arabischen Staaten wuchs die Regisseurin Mor Loushy in der Schule auf. Während sie nun die Tonbänder hört, entsteht ein „komplett neues Bild“ und sie fragt sich: „Wie wären wir als Gesellschaft geworden, wenn wir diesen Stimmen Raum gegeben hätten?“

Der Dokumentarfilm ist aus nicht zusammengehörigen Teilen gemengt. Die nervende Filmmusik könnte auch einem Horrorfilm von Stephen King entstammen. Zu dem Anblick der älter gewordenen Wehrpflichtigen von 1967 sind die Tonaufnahmen zu hören, die wenige Wochen nach dem Ende des Feldzugs entstanden. Illustriert werden die Erzählungen von Archivfilmen oder Fernsehberichten, vornehmlich der US-Korrespondenten. Zu sehen sind

Bilder von der Mobilmachung, dem zermürbenden Warten in den Stellungen, den Kolonnen der Gefangenen und Vertriebenen, den Siegesparaden der Heimkehrer und von General Mosche Dajan. Wirklich erhellend ist das Ganze nicht, und es entsteht auch nicht der Eindruck, als würden uns hier lange vorenthaltene Erkenntnisse zuteil. Dramaturgisch wird kaum eingegriffen. Die Erzählungen und Bilder laufen einfach ab.

Bei den Männern handelte es sich nicht um Berufssoldaten. Sie sind zur Landesverteidigung eingezogene Zivilisten. Die erste Leiche wird von ihnen noch fotografiert wie ein unheimliches Urlaubsandenken. Sie beschreiben die Angst und das Chaos, die hohen Verluste in den ersten Minuten des Vorstoßes. Keiner weiß, von wo aus man unter Beschuß genommen wird. Die Freunde sinken in den Staub. Der Ruf nach dem Sanitäter erschallt. Doch der militärische Kampf nimmt den geringsten Teil der Erzählung ein.

Auf dem Sinai hätten 1956 noch Soldaten gegen Soldaten gekämpft. Zehn Jahre später sind die Einheimischen der Gegner. Jeder galt als Feind. „Tötet soviel ihr könnt“ und „Habt kein Erbarmen“ lauteten die Befehle. Sie marschieren durch entvölkerte Städte, in denen alles verwüstet ist. In einem Gemüseladen ist jede Kiste von Bajonetten durchstoßen. Wenn ein ganzes Dorf wie eine Schafherde hinweggetrieben wird, dann verstehe er, was Holocaust bedeutet, sagt einer der Soldaten. Als er nach Jericho hineinfuhr, sah er die Greuel des Zweiten Weltkriegs in die Gegenwart gespiegelt. Sie sind Fremde in einem fremden Land.

Bulldozer verwüsten jahrhundertealte Mauern. Über den Trümmern entsteht ein mediterranes Ferienparadies, ein Vergnügungspark. Die Menschen posieren vor einem umgestürzten Autobus in den Kriegsrüinen, während die vormalige Bevölkerung in Zeltlagern zusammengepfercht ist. Einer spricht an, wie ihn die Verzweiflung befällt im Angesicht der Hysterie des Triumphs. Zu den Militärparaden tönen zukunftsfröh-frivole Lieder vom Land der Trauben und Orangen. Die nächste Runde wird grausamer. Dessen ist sich der Veteran schon damals gewiß.

Zum Schluß sind die Protagonisten schweigend noch einmal zu sehen, während in einem Satz ihre heutige Einschätzung erklingt. Den Traum von einem Frieden haben viele ausgeträumt; das damalige Geschehen empfinden sie als Verrat an der Sache. Die Hymne des Landes verheißt ein freies Volk. Es kann aber nicht frei sein, solange es ein anderes Volk beherrscht. Amos Oz resümiert: Wir haben die Wahrheit gesagt. Eine Wahrheit, hinter der ich bis heute stehe.